

Akademiegespräch am 8. Februar 2011

Möglichkeiten und Chancen globalen Denkens und Handelns Die Zukunft der Kommunen: Regionale Impulse fördern nachhaltige Entwicklung

*Vortrag von
Bernhard Schäfers*

I. Einige Erinnerungen, die Mut machen

Wenn man bedenkt, dass um das Jahr 1970 der Begriff **Ökologie** nur einem kleinen Prozentsatz der Bevölkerung bekannt war – einigen Biologen, weil er von einem der ihnen um das Jahr 1860 geprägt wurde, und den Stadtsoziologen, weil sie sich mit der Sozialökologie beschäftigen mussten - dann kann man sagen: kaum ein anderer Begriff oder Sachverhalt – Computer, Digitalisierung und Nachhaltigkeit ausgenommen – hat in so kurzer Zeit eine so glänzende Karriere hingelegt.

Trotz hervorragender Wirtschaftsdaten, geringer Arbeitslosigkeit, zügigem Ausbau aller Bildungseinrichtungen, Neugründungen zahlreicher Universitäten, nicht zuletzt hier in Landau, nahm die Unzufriedenheit mit der gebauten Umwelt zu:

- der Gestank durch Abgase war unerträglich; auch durch kleine Gassen quälten sich Autoschlangen im *Stop and Go*; die schönsten innerstädtischen Plätze waren zugeparkt, auch der hiesige Marktplatz;
- die Zahl der Verkehrstoten betrug um das Jahr 1970 19 Tsd. pro Jahr; das führte kaum zu größeren Protesten, es gehörte gleichsam zum Schicksal der „freien Fahrt für freie Bürger“, die der ADAC lautstark forderte; unter den Toten waren 8 Tsd. Fußgänger und Radfahrer, die Hälfte von ihnen älter als 65 Jahre;
- der Bau phantasieloser Städte am Stadtrand, der Wohn- und Schlafstädte, setzte sich fort, unter Vorzeichen immer größerer Verdichtung.

In dieser hektischen Boom- und Bauphase wurde nicht daran gedacht, dass es Behinderte gibt, dass Frauen – und nicht nur sie - in den gedankenlos gebauten Parkhäusern, Unterführungen, Hauseingängen Angst haben. Ein Rausch der „Machbarkeit der Sachen“, wie der

Soziologe Hans Freyer einen der dominanten Trends des Zeitalters nannte, hatte das Land erfasst. Alles schien machbar, planbar, beherrschbar und, was nicht unwichtig ist, auch bezahlbar.

Wie heißt es im schönen Vers von Friedrich Hölderlin: „Wo aber Gefahr ist, wächst/Das Rettende auch“. Das Rettende setzt – damals wie heute - einen Bewusstseinswandel voraus. Dieser kommt nicht von selbst; er muss herbeigeführt werden, wächst in Nischen und hat schon etwas gewonnen, wenn ihn hoch geachtete Persönlichkeiten vortragen und etwas Drängendes zu ihrer Sache machen.

Das geschah seit den späten 60er Jahren, mit ihren zahlreichen sozialen und kulturellen Bewegungen und einem umfassenden Wertwandel. Die „Öko-Bewegung“, verstärkt durch die internationale Diskussion um die „Grenzen des Wachstums“, war und ist ein Teil der Bewegungen, die zum Umdenken führten.

Es wurde in kurzer Zeit viel erreicht, zumal in den Innenstädten. **Urbanität** und **Öffentlichkeit** wurden Leitbegriffen für die Rückgewinnung einer städtischen Lebensform: mit vielen öffentlichen Plätzen und Orten hoher Aufenthaltsqualität. Fußgängerzonen entstanden, innerstädtische Plätze wurden von Autos befreit, denkmalwürdige und stadtgeschichtlich wichtige Objekte wurden deutlich hervorgehoben und belebten den Bürgerstolz.

II. Nachhaltigkeit als neuer Schlüsselbegriff. Wiederentdeckung von Selbstverständlichkeiten

Seit der UNO-Konferenz über Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro im Jahr 1992 wurde der Begriff *Nachhaltigkeit* zum Leitbegriff eines ökologisch verträglichen Wirtschaftens, des Umgangs mit der Natur und ihren Ressourcen. Die **Rio-Deklaration** führte in Deutschland in der Mehrzahl der Städte dazu, eine **Lokale Agenda 21** einzurichten, deren Arbeitsergebnisse auf verschiedenen Wegen in die kommunale Bau- und Bodenpolitik eingebracht wurden.

Im Zusammenhang von Ökologie- und Nachhaltigkeitsdebatten wurde auch das ökologische Bauen neu entdeckt. Bis zum Anbruch des Zeitalters der Technik und der Machbarkeit aller Sachen gehörte es zu den kulturellen Selbstverständlichkeiten. „Ökologisches Bauen“ lässt sich übersetzen als ein auf den Ort bzw. Ortshaushalt, - griech. *oikos* - bezogenes Bauen.

Nehmen wir als Beispiel die Ökologie der alten Schwarzwälder Bauernhäuser. Ulrich Schnitzer aus der Karlsruher Fakultät für

Architektur erforschte die zusammenhängenden Kreisläufe der Wasser- und Abwasser-, der Wärme- und Abwärmenutzung und verglich sie mit Beispielen aus anderen Kulturräumen. Sein Fazit: „Kein Umstand hat zu der langen Lebensdauer der Schwarzwaldhäuser mehr beigetragen als die Fähigkeit ihrer Erbauer, die Durchlüftung von Haus und Bauteilen sicherzustellen und gleichzeitig zu vermeiden, dass an Konstruktionsteilen Dauerfeuchtigkeit auftritt“ (1990).

III. Nachhaltige Stadtplanung unter neuen Bedingungen

Zu den Herausforderungen für die Stadtplanung unter Kriterien der Nachhaltigkeit gehören mehr und mehr Faktoren, die immer weniger von den betreffenden Ländern und Städten allein gesteuert werden können. Das Rettende, das heranwachsen muss, hat es heute, unter umfassenderen Bedingungen der Globalisierung und der jenseits aller Warenzyklen expandierten Finanz- und Energiemärkte, viel schwerer als vor 40 Jahren. Mit Bewusstseinswandel nur hierzulande ist es nicht mehr getan.

Die Sozialstruktur hat sich seit den 70er Jahren nicht nur demographisch stark verändert, nicht nur durch die Millionen Spätaussiedler seit den 80er Jahren und die rund 8% Ausländer, sondern auch durch die langjährige hohe Arbeitslosigkeit und ein Absinken des Lebensstandards nun auch der mittleren Schichten.

Die Kassenlage aller öffentlichen Haushalte ist als prekär zu bezeichnen; in manchen Städten – ich nenne Bochum und Pforzheim als bundesweit bekannte Beispiele – hat die Beteiligung der Kämmerer an den von der Finanzwirtschaft, v.a. in den USA, erfundenen Gewinnspielen zu einem Schuldenstand geführt, den sie nie werden abbauen können, von der neuen Abhängigkeit und fehlenden Möglichkeiten für dringend erforderliche Maßnahmen der Sanierung, der Neuplanung von jetzt erforderlichen Einrichtungen und der Stadtentwicklung ganz zu schweigen.

Angestrebte Einspareffekte beziehen sich immer stärker auf den privaten und öffentlichen Energiesektor. Nun, da wichtige Institutionalisierungen zur Durchsetzung von Kriterien der Nachhaltigkeit erfolgt sind und die Gesetzesmaschinerie auf Hochtouren läuft, genährt von einem immer agileren Lobbyismus auf allen Ebenen des politischen Handelns, ist ein „**Bedenke**“ angebracht. Wir Soziologen sind auch, mit Norbert Elias gesprochen, „Mythenjäger“. Und mit Max Weber, der im nahen Heidelberg wirkte, ließe sich sagen: Wir müssen vermeiden, dass wir ein neues „Gehäuse der Hörigkeit“ zimmern. Auch gute Ideen sind oft nicht „alternativlos“, um das zu recht gebrandmarkte Unwort des letzten Jahres zu zitieren.

Der „Rausch der Machbarkeit“, von dem einleitend die Rede war, hat also die Nachhaltigkeitsdebatte erreicht. Sie ist vor allem eine technologische Debatte, mit immer neuen Standards, Messwerten und oft schwer nachvollziehbaren Behauptungen.

Ich möchte ein nachdrückliches Plädoyer dafür halten, dass wir Nachhaltigkeit nicht nur unter diesen Kriterien sehen. Mit dem Darmstädter Ordinarius für Entwerfen und Wohnungsbau, Günter Pfeifer, ist festzustellen, „dass so manche bauliche Maßnahme zur Erreichung guter Energiewerte jeden Maßstab architektonischer und handwerklicher Kultur krass unterschreitet.“

Als bedenklich führt Pfeifer den sog. „Passivhausstand“ an. Neubauten nach diesen Standards seien so luftdicht, dass auf unregulierte Fensterlüftung von vornherein verzichtet wird. Die „regulierte Wohnungslüftung“ sei zur „entscheidenden Schlüsseltechnik“ geworden. Mit den neuen Standards, die bei älteren Gebäuden mit extremer Dämmung ihr ästhetisch fragwürdiges Betätigungsfeld fanden, hätten wir uns eine „Beatmungsverordnung verschrieben“.

Erinnert man sich, dass viele der seit den 60er Jahren oft völlig unnötigen Klimaanlage schlechtfunktionieren und Gesundheitsprobleme eigener Art hervorriefen und dass nicht einmal in einem überschaubaren Bereich: einem ICE-Waggon, die Sache „in den Griff“ zu bekommen ist, bleibt nicht nur aus technischen Gründen Skepsis angesagt bei der exzessiven Wärmedämmung und den neuen Einheitsfassaden.

Dass aus guten Ideen und neuen Techniken schnell politisch leicht verwertbare Ideologien werden, an die sich der Lobbyismus wie an Rockschoße klammert, dafür steht auch die Photovoltaik-Technik.

Sie kann in verdichteten Stadtgebieten und ihrem historischen Kern zur ästhetischen Verunstaltung führen. Die hessische Stadt Marburg war ja kurz davor, eine Verordnung verpasst zu bekommen, dass jedes Haus mit einer solchen Anlage zu versehen ist – auch in der Altstadt mit ihrer schönen Dächerlandschaft. Die Behauptung, dass sich das nach gut zehn Jahren rechnet, kann die Photovoltaik-Industrie freuen, nicht aber die Mehrzahl der privaten Hausbesitzer, unabhängig davon, dass sich wesentliche Randbedingungen schnell ändern können.

Hinzu kommt die Ressourcenverschwendung, die man ja nachhaltig stoppen will, durch oft gigantischen Landverbrauch für Photovoltaik-Anlagen. Das mag einer kapitalistischen Rationalität und Brüsseler Agrar-

Verordnungen ebenso geschuldet sein wie der unglaubliche Landverbrauch für die neue Monokultur: den landschaftsverschandelnden Maisanbau, um ein paar Liter Biosprit zu bekommen. Mit volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen und einer Landwirtschaft, die für den regionalen Markt produziert, hat das nichts zu tun.

Betrachtet man die Herstellungskosten der solar verteuerten Energie ganz nüchtern, vor allem: Wo werden diese Platten mit welchen Rohstoffen produziert und welches neue Entsorgungsproblem kommt auf uns zu in wenigen Jahren, dann ist mehr Besonnenheit angebracht? Als wenn die Globalisierung und der Internationale Stil der Architektur die Unterschiede in den Baukulturen nicht schon genügend eingeebnet hätte!

IV. Nachhaltige Stadt- und Regionalentwicklung ist nicht nur eine technologische Angelegenheit

Bei den Vorbereitungen fand ich ein Buch mit dem Titel: „Sozial nachhaltige Parkanlagen“. Der Titel signalisiert zweierlei: einmal, dass der Begriff Nachhaltigkeit in der Gefahr ist, zu einer *Catch-all-Kategorie* zu werden, und damit unscharf; zum anderen, dass der Begriff nicht zu eng gesehen werden darf und sich nicht nur auf das ökologische Bauen und Energiebilanzen bezieht.

Ein anderes Beispiel. Noch gibt es zu viele *städtische Angsträume*, die von Frauen und älteren Menschen ganz anders wahr genommen werden als vom eiligen neuen Menschentyp und Stadtbewohner, dem agilen Handybenutzer, der Geschäfte tätigend oder mit Intimem beschäftigt den Straßenraum und die öffentlichen Plätze durchheilt und die Umgebung, ihre Menschen eingeschlossen, keines Blickes würdigt.

Wahrgenommene *städtische Angsträume* sind u.a. durch folgende Merkmale gekennzeichnet:

- formelle und informelle Kontakte und soziale Kontrolle durch Mitbürgerinnen und Mitbürger fehlen weitgehend; die Orte sind unüberschaubar, einzelne Bereiche überhaupt nicht einsehbar;
- es gibt häufig zu hohe und zu viele Randbepflanzungen an Bürgersteigen und Wegen;
- die Beleuchtung ist mangelhaft, defekt oder fehlt ganz; zu dunkle Farbanstriche an Wänden oder in Durchgängen können bereits ein großes Unbehagen erzeugen.

Typische Unsicherheitsbereiche, wie z.B. Tiefgaragen und Unterführungen für Fußgänger und Radfahrer, die z.T. noch aus der hektischen Bauphase der 60er und 70er Jahre stammen, sind Angsträume

der ganz besonderen Art und oft eher geeignet für Krimis als für den noch so kurzfristigen Aufenthalt.

Das Zurück in die Innenstädte, das zu beobachten ist, bringt neue Probleme, da bei der angestrebten Verdichtung und dem Bau neuer Stadtvillen jeder Garten und Vorgarten als Baulücke gesehen wird. Hinzu kommt die Ausweitung des Flächenbedarfs pro Einwohner durch den wachsenden Anteil der Ein-Personen-Haushalte; im Innenstadtbereich beträgt er in der Mehrzahl der Fälle inzwischen weit über 50%. Aber auch die durchschnittliche, pro Einwohner zur Verfügung stehende Wohnfläche ist mit 45 qm ebenso kostspielig wie die Aufrechterhaltung der Infrastruktur im suburbanen Raum für eine oft geringe Einwohnerzahl.

Im Hinblick auf kaum vertretbaren Landverzehr im Verhältnis von Stadt und Region ist noch auf zwei Sachverhalte hinzuweisen: Die Ausweisung großer Flächen für Einkaufszentren und *Factory-Outlets* am Stadtrand, die die Angebote der Innenstädte gefährden, wird fortgesetzt. Diese Zentren können ja oft auch deshalb ihre Waren billiger anbieten - und den so großzügig gestalteten Parkraum kostenlos - , da ihnen die Flächen oft zum Nulltarif von Städten oder Landkreisen angeboten werden. So entstanden „Zwischenstädte“, wie der Stadtplaner Thomas Sieverts in einem wichtigen Beitrag (1997 erschienen) jene Räume benannte, die – so der Untertitel - „zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land liegen“. Und da liegen sie immer noch.

Eine Schlussbemerkung:

Das Verhalten der Bürgerinnen und Bürger, dieser auch in ökologischer Perspektive so widersprüchlichen Wesen, ihre Fähigkeiten zu zivilem und urbanen Verhalten sind letztlich das Nadelöhr, durch das alles zu gehen hat, was die Städte zu Orten einer sozial und auch ökologisch lebens- und lebenswerten Heimat macht und ihre Zukunftsfähigkeit nachhaltig sichert.

Dr. Bernhard Schäfers
Emeritus der Soziologie, Geistes- und Sozialwissenschaftliche Fakultät
der Universität Karlsruhe (jetzt: KIT)
Schaefers.bernhard@gmx.de